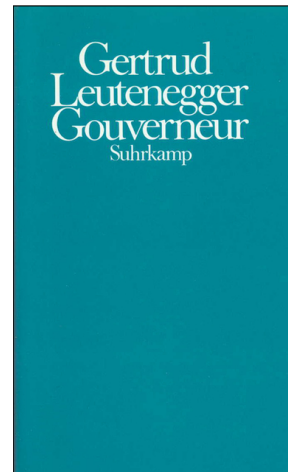


Gertrud Leutenegger  
**Gouverneur**

Roman  
229 Seiten, Leinen  
Berlin: Suhrkamp 1981  
ISBN 978-3-518-03534-4

Von Birgit Langer



...ein herausforderndes Buch, das sich schwer einordnen lässt: Denn kaum gingen mir Gedanken durch den Kopf, die den Widerstreit der heftig wegwerfenden Handbewegung mit dem saugenden Festhalten des Blicks ins Bewusstsein steuerten, hielt ich inne, fragte: *Was widerstrebt mir? Verweigert sich Gouverneur? Habe ich mich etwa selbst verweigert?* – Dieser Band ist jedenfalls Literatur weit abseits des Mainstream.

Schon der Inhalt ist ungewöhnlich: Die Ich-Erzählerin, ehemalige Geliebte des Gouverneurs, plant, um ihrer Liebe ein Monument zu errichten, am Fuß eines Hochplateaus, das der Gouverneur bewohnt, einen Berg aufschütten zu lassen. In Terrassen wird das Geröll aufgeschichtet. Die Wahl der Pflanzen darauf trifft die Erzählerin nach Erinnerungen und Stimmungen: Schwertlilien, Rhododendren, Myrten, Agaven, Holunder und Quittenbäume. Die Anordnung der Pflanzen ordnet sie immer wieder neu. Die Erinnerung an den Anblick des am Saum des roten Sommerrocks eingenähten Blattes jener Frau, mit der der Gouverneur die Protagonistin betrog, schwächt ihre Pläne zum

ersten Mal so drastisch, dass ungewiss bleibt, ob das Projekt jemals vollendet wird. Zudem sabotiert es auch die rätselhafte Gruppe von Berginspektoren. Als „ungezähmte verschwenderische Nutzlosigkeit“ bezeichnen sie es und messen dem Mausoleum, das der Gouverneur quasi als Gegenprojekt errichten lässt, viel größere Bedeutung bei. Einer der Inspektoren läuft über und arbeitet plötzlich für den Gouverneur. Man kann die Erzählerin als das liebende, konservative Prinzip verstehen, aber auch als Beispiel für eine Fixierung. Der Gouverneur ist die unbeherrschte, mit sich selbst uneinige Gewalt, die Zuneigung nicht aushält, davor immer weiter fliehen muss. Er lässt die Enten seiner Domäne töten und veranlasst auch, die Steinböcke, die das Hochplateau bewohnen, ausrotten zu lassen. Eine Zeitlang ist man auch geneigt, zu glauben, dass er mitten in den Bergsee eine Statue versenken lässt, sein Abbild aus Stein, mit dem er das Unternehmen der Liebenden sabotiert und ihr endgültig alle Impulse zum Weitermachen nimmt. Der Berg ist ein altes Symbol für den Möglichkeitssinn des Glaubenden, und man sagt auch, dass in der Liebe alles möglich ist. Aber zur Liebe gehören zwei, und da der Gouverneur die Liebe nicht mehr erwidert, liebt die Erzählerin eine zu Stein gewordene fixe Idee. Auf taube Ohren stießen bisher alle, die der Erzählerin den Gouverneur auszureden versuchten, sie davor warnten, einem Menschen so viel Macht über sich zu geben. Die meiste Zeit ist der Gouverneur auch gar nicht anwesend. Er wird nur durch die Erinnerungen der Erzählerin geschildert. Erst am Schluss des Buches taucht er auf. Zunächst als „Messerreisender“ getarnt, starrt er sie plötzlich im Schlaf an. Sie erkennt ihn nicht und wundert sich. Wo ist das Schneiden und Beschneiden schon Thema, als noch kein einziger Same gesät ist? Allein die

Vorstellung, die von dem reichen Sortiment der Messer und ihrer Bestimmtheit zum Schneiden und Zurückstutzen ausgeht, löscht den letzten Traum der Erzählerin, den Berg zu bepflanzen. Ich lasse mich nicht ein auf Tiefenpsychologie und Kastrationsphantasien.

Während eines Nachtumzuges zündet sie ein verkleinertes Modell der Domäne des Gouverneurs an und wird im letzten Moment von der Wirtin gerettet. Entsetzt stellt sie fest: Ich bin wie er. Die Theatertruppe, der sie früher einmal angehört hat, will während ihrer Aufführung auf dem Berg die Statue aus dem Wasser heben, doch als diese sich als das Abbild der Erzählerin selbst zu entschlüsseln beginnt, lässt diese sie mit hysterischem Aufschrei wieder versenken, zur großen Enttäuschung der Truppe. Die Erzählerin bleibt allein auf dem Berg zurück und schreckt mitten in der Nacht aus dem Schlaf hoch. Der Schluss bleibt offen. Können die hängenden Gärten aus einer völlig anderen Ordnung, jener des Loslassens, entstehen, oder siegt die rohe Gewalt?

Was das Buch noch zusätzlich erschwert: Es ist voller Eigenwilligkeiten: Die Erzählerin schläft bei Kühen im Stall, im Wald, in den Geröllhalden des Berges als wäre es das Selbstverständlichste. Einem dampfenden Misthaufen wird die behutsame Aufmerksamkeit einer Viertelseite zuteil, aber in fast allen Dialogen reden die Figuren aneinander vorbei, bezieht sich die Erzählerin auf Motive, die andere nicht verstehen, das Thema wird abrupt gewechselt oder man reagiert auf den brennend neugierig gewordenen anderen mit Schweigen. Es wimmelt von Motiven, und man hat das Gefühl, die Autorin zeigt eifrig, dass sie das Spiel mit ihnen beherrscht. Sie lässt nichts unter den

#### V. Ellmauthaler: Rezensionen

Tisch fallen, was sie einmal erwähnt hat: Flammen, ein Affe, eine halberfrorene Kröte, der Tod als Rätsel (Tod einer Hure, Tod der Konkurrentin im roten Sommerkleid), die Tasse des Gouverneurs, an den sich die Protagonistin mit einer beispiellosen Hysterie bindet, die Raubvogelkralle und ihre Spuren im Gesicht eines toten Jungen im Mausoleum usf.

Was mich als Leserin mehr interessiert hätte, lässt die Autorin aber offen: Was hat es mit dem brennenden Menschen auf dem Bergkamm auf sich? Obwohl sich sein Schicksal später in der Erzählung der Wirtin (ihre Darstellung ist ebenfalls ein Beispiel einzigartiger Hysterie) mit ihrem Vater deckt, lässt er sich als Vorwegnahme in einer Vision der Erzählerin nur schwer erklären. Was hat es mit dem Tod des gelähmten Berginspektoren, der halbverschüttet im Geröll herumkollert auf sich? Niemand ist an der Aufklärung interessiert. Was wollte Atalante, die Neue in der Theatertruppe, eines Nachts so dringend von der Erzählerin? Auch das bleibt ungeklärt, und von Atalante liest man später nichts mehr als von ihren Blutlachen und eingeklemmten Schuhen. Wer ist der tote Junge in der Kühltruhe?

Eine böse Zunge könnte nun behaupten, die Autorin weiß nicht, was sie will und in welche Richtung sie schreibt, die „ungezähmte, verschwenderische Nutzlosigkeit“ wuchert hemmungslos in ihrem eigenen Werk, aber mit diesen Worten hat die Autorin sich geschickterweise gegen solche Kritik schon immunisiert. Und tatsächlich, der Text ist zu professionell, die Sprachkunst verrät, dass Leutenegger die Zügel immer noch in der Hand hat. Hier schrieb jemand, der genau wusste, was er tat.

Mir persönlich ist der Stil zu exaltiert, und mir fehlt der Humor.

#### V. Ellmauthaler: Rezensionen

Nach 80 Seiten wird der Text dicht, und so etwas wie Spannung versucht durchzubrechen. Diese – wie ich vermute: absichtsvolle, beinahe denke ich: vorsätzlich-sadistische – Überanstrengung des Textes und derer, die sich um ihn bemühen, werden viele LeserInnen nicht goutieren.

Andererseits kann man berücksichtigen: Das Buch ist drei, nein, beinahe vier Jahrzehnte alt, doch immer noch lieferbar, es war um 1980 sicher eine Novität und hatte wohl seinen zeitgenössischen Reiz. Es ist für LeserInnen geeignet, die gerne mit Text und AutorIn kämpfen, kontrastreichen Selbstaussdruck abseits literarischer Modeströmungen schätzen.